

MIŁOSZ MATUSCZEK

# GENE- RATI N CHILL- STAND

74%

Aufruf zum Aufbruch  
in ein selbstbestimmtes  
Leben



Universität: Arbeiter, Angestellte oder Leute, die in Bars und Kneipen herumstehen, können dir auch etwas beibringen. Oft vermutlich mehr als so mancher Professor.

Ich bin dir dankbar für deinen Tweet, Naina. Denn wir sollten nicht aufhören, von einem besseren Bildungssystem zu träumen und es immer wieder zum Thema zu machen. So wie du es mit deinem Tweet gemacht hast, ob du wolltest oder nicht. Denn es geht natürlich nicht nur um Geld und Versicherungen, sondern um eine Form des freien Denkens und den Durchblick in unserer komplexen Wirklichkeit. Es gab mal ein Bildungsideal, das sich genau daran orientierte, Freidenker zu produzieren. Es stammt zum Beispiel von Wilhelm von Humboldt und John Dewey und findet sich auch in den Konzepten vieler Reformschulen wieder. Dieses von der Aufklärung inspirierte Denken war einmal – man glaubt es kaum – »Mainstream«.

Die Idee der Universität ist im Kern großartig. Sie ist (im Idealfall) ein geschützter Raum des kritischen Denkens und neben der Kunst eines der letzten Biotope der Freiheit. Befreiung ist auch ihr Kernanliegen. Die Universität als Bildungsanstalt soll kritische, selbstbewusste und sich selbst besser kennende junge Menschen hervorbringen. Das ist nicht nur Spielerei. Jede Gesellschaft braucht Stätten des Nachdenkens, was eben impliziert, dass diese Stätten nicht nach den gleichen Maßstäben funktionieren, wie die Gesellschaft. Sonst käme unten nur das raus, was man oben eingibt.

Deshalb ist ein Studium eben nicht das Gleiche, wie, sagen wir, ein Projekt von McKinsey. Bildung darf und muss zu einem gewissen Grad »weltfremd« sein, denn der gern geschmähte »Elfenbeinturm« ist eben auch eine der letzten Bastionen des unangepassten Geistes. Wissenschaft ist frech gegenüber Glaubenssystemen. »Education« kommt von »educere«, lateinisch für »hinausführen«. Der Anspruch einer guten Bildungsanstalt besteht darin, den eigenen Kern des Einzelnen herauschälen zu helfen, damit man erfährt, wer man ist, was man kann und was man will. Gilt das noch, in einem verschulden, auf Diplom- und Arbeitskräfteausstoß getrimmten Wissenschaftsbetrieb? Heute ist es Hauptaufgabe der Universität, den Anforderungen der Wirtschaft hinterher zu produzieren. Heute kann man studiert haben ohne gebildet zu sein und man kann »kompetent« sein ohne etwas zu wissen, einfach nur weil man anwendungsorientiert zum nützlichen Idioten ausgebildet wurde.

Nach außen und in Festreden beschwören Rektoren, Wissenschaftsbeamte und Minister den kritischen Geist, nach innen sorgen sie dafür, dass ein Galileo Galilei *»nur auf dem Bauche kriechend in eine halbwegs würdige Stellung kommen kann«*, wie es in Brechts gleichnamigem Theaterstück heißt. Nach meiner sehr standardisierten juristischen Ausbildung konnte man mich in etwa so beschreiben: Schablonendenken, verängstigt und von mir selbst entfremdet. Ich hatte mich durch Binge-Learning quasi selbst lobotomisiert. Nie fühlte ich mich dümmer, als kurz nach den Examina: ideenlos, fremdbestimmt, mit dem Gefühl, gar nichts zu können und niemand zu sein. Ich musste sogar wegen Panikattacken in Therapie. Für mich war das

dann der Zeitpunkt, an welchem ich unbedingt noch einen Doktor dranhängen wollte, um das lädierte Selbstbewusstsein wieder aufzurichten. Ist das nicht armselig?

Das heutige westliche Bildungssystem hat aus meiner Sicht neben der Vermittlung »anwendbarer Kenntnisse« zwei Aufgaben: Menschen im Denken kleinzuhalten und ihnen zugleich einzuimpfen, sie seien wer, wenn sie eines der Diplome in Händen halten. Das ist eine ideale Fortsetzung des Flügelbruchprogramms der Erziehung. Nach der Blase der Erziehung kommt die Blase der Schule und Ausbildung.

Wer sich heute in eine Universität wagt, den erwartet Folgendes: In der ersten Woche hält irgendwer die obligatorische Wettbewerbsrede, um alle Studenten auf den Einzelwettkampf einzuschwören (»Ihr Banknachbar ist nächstes Semester nicht mehr da«).

**Erste Lektion:** Let the Hunger Games begin! Das »Studium generale« (gibt es das noch?), so lernt man in der zweiten Woche, gilt als »belegt«, wenn man die Kurse einfach ins Studienbuch einträgt. Check.

**Zweite Lektion:** Bitte aufs Wesentliche konzentrieren, abschweifen ist ab jetzt riskant.

Es folgt die Verengung der Weltsicht auf den »prüfungsrelevanten Stoff«, es folgen »Module«, das Sammeln von ECTS-Punkten, das Schreiben von Hausarbeiten, Auswendiglernprüfungen, Praktika, vielleicht winkt schon der erste Job. In dieser Zeit werden 50 Prozent der Studenten über Überlastung klagen, die Zahl der Befindlichkeitsstörungen nimmt seit Jahren zu. In den psychologischen Beratungsstellen der Universitäten melden sich fast dreimal mehr Studenten als vor zehn Jahren. Und all das Gestrampel dient einzig und allein dem Zweck, einen Job zu finden, von dem 7 von 10 heute sagen, sie machten nur Dienst nach Vorschrift, während 15 Prozent sogar schon innerlich gekündigt haben. Wow, klingt wirklich äußerst anziehend.

Die Statistik deckt sich mit meiner Beobachtung. Die Absolventen, die ich jedes Jahr sehe, sind im Kern oft verunsichert, klammern sich jedoch an einen Rest Elitestolz, den die Universität gerne mit pompösen Diplomverleihungen kultiviert, einer Art Maskenball für Eltern und Sponsoren. Die Universität als Verzweigungs- und Disziplinierungsanstalt hat sich zum Ziel gesetzt, jede Vorstellung von einem Leben außerhalb des Mainstreams im Keim zu ersticken. Ideal wäre, wenn alle Wirtschaft, Jura und Ingenieurwissenschaften studieren würden. Es ist wie die »Tribute von Panem« in der akademischen Variante: Mehr Studenten als je zuvor kämpfen in einer Arena um die besten Noten, Praktikumsplätze und Stipendien, während Professoren und Eltern mal belustigt, mal entsetzt zuschauen. Für Letztere gibt es inzwischen sogar eine Elternsprechstunde an der Uni. In Freiburg war der Andrang so groß,

dass das Fußballstadion angemietet werden musste.

Der »Gewinner« eines solchen Gladiatorenkampfes hat sich definitiv für die nächste Runde qualifiziert: einem befristeten Job bei einem Unternehmen, das einen glänzenden Ruf, aber ziemlich sicher auch ein Arschlochgeschäftsmodell hat: Investmentbanken, Rüstungskonzerne (die oft so unscheinbar heißen wie EADS oder Airbus), Unternehmensberatungen, Großkanzleien oder Irgendwas-mit-Werbung.

Der Yale-Dozent William Deresiewicz nennt die Studenten der amerikanischen Eliteuniversitäten deshalb auch »excellent sheep«. Die Herde der überdurchschnittlichen Schafe zieht auf ganz natürliche, zwanglose Weise in Richtung des Mainstreams. Man beginnt sein Studium mit Idealismus, mit hochfliegenden Ideen, einer Freude auf intensiven intellektuellen Austausch und auf Gespräche bis tief in die Nacht bei billigem Rotwein. So war es auch bei mir. Nur um dann zu merken, dass man letztlich in einem Trichter gelandet war, der die Weltsicht so weit verengt, dass man als Absolvent am Ende vergessen hat, was man ursprünglich wollte.

In den USA arbeiten fast die Hälfte aller Harvard-Absolventen entweder in den Bereichen Finance oder Unternehmensberatung. An anderen Elite-Colleges sind die Präferenzen ähnlich gelagert, trotz sehr unterschiedlicher Fachrichtungen. Man beginnt als Original und endet als Kopie. Und das Schöne: Die Standardisierung erfolgt quasi freiwillig. Man muss jungen Menschen gar nicht explizit drohen oder sie zu etwas zwingen. Es genügt völlig, sie im allgemeinen Einheitsbrei langsam weichzukochen.

Gepaart mit einer hohen Verschuldungsrate der Studenten durch Bildungskredite (student loans), die gut und gerne mal 250 000 Dollar erreichen (mit insgesamt 1,5 Billionen – sic! – Dollar sind das mehr als alle KFZ-Kredite in den USA!), geht das Denken automatisch in die Richtung, in die es soll. In Deutschland funktioniert das selbst ohne hohe Kreditschulden prächtig. Wir erinnern uns: Das wichtigste Kriterium für Studenten ist Jobsicherheit (sagen 61 Prozent). Ein Drittel der Befragten wollen für den Staat arbeiten.

Als ich im ersten Semester war, galt es noch als Charakterfrage, ob man sich später, oder auch nur für ein Praktikum, mit »Großkanzleien« einlässt, weil man intuitiv das Gefühl hatte, dadurch der »dunklen Seite der Macht« zu dienen. Nach den Examina war diese Option dann schon gar nicht mehr verschrien, sondern im Gegenteil sehr nachvollziehbar. Wer sich auf idealistische Tätigkeiten einlässt oder keine Karriereziele hat, wird vordergründig bewundert, hinter vorgehaltener Hand aber eher belächelt. Doch es gibt auch die kuschelige Seite der Universität: Gleichzeitig regiert nämlich das Syndrom »Trophyism«, bei dem es nur Gewinner, aber keine echten Verlierer mehr gibt. Zum Vergleich: Vor gut 50 Jahren, im Jahre 1964, absolvierten weniger als 10 Prozent eines Jahrgangs das Abitur. Heute sind es gut 50 Prozent. Fast 40 Prozent bestehen es mit einer 1 vor dem Komma. An Elitehochschulen der USA ist die Note »A-« der neue Standard, den 60 Prozent erreichen. In Baden-

Württemberg hat sich die Zahl der Abiturienten mit der Bestnote 1,0 in sechs Jahren (zwischen 2006 und 2012) fast verdreifacht.

Eine Dekade von Intelligenzbestien? Das Phänomen der Noteninflation wurde kürzlich durch eine Studie der Universität Frankfurt/Oder bestätigt. Ich sah es selbst an der Sorbonne, wo ich über fünf Jahre unterrichtete: Seit dem Jahrgang 2016/2017 gibt es eine »Auszeichnung« schon bei 12 von 20 Punkten, statt wie früher bei 13 von 20 Punkten. In Frankreich legten im Jahr 2017 fast 8 von 10 jungen Menschen eines Jahrgangs das Abitur ab, welches fast 9 von 10 bestanden, über die Hälfte davon »mit Auszeichnung«, 13 Prozent allein mit der Höchstnote »sehr gut«. So schafft man statistische Exzellenz im Hier und Jetzt und erst später lange Gesichter, wenn eine ganze Kohorte an jungen Menschen merkt, dass die bunten Zettel, an die sie geglaubt haben, nicht so viel wert sind, wie sie dachten.

Bildungsanstalten verhalten sich zunehmend wie Notenbanken, die glauben, Reichtum dadurch zu vermehren, dass sie mehr Geld drucken. Dazu passt, dass Peter Sloterdijk als kulturprägendstes Phänomen des 20. Jahrhunderts den »Schatzfund« ausgemacht hat, auf den heute jeder einen Anspruch zu haben glaubt. Unser Bildungssystem betreibt eine Illusionsmalerei durch »Dilution«, also eine Verwässerung der Maßstäbe. In dem Maße, wie Exzellenz demokratisiert wird, nimmt auch der Betrug zu. Gerne »pimpt« man den Lebenslauf dann noch etwas, das machen schließlich alle. Auch wenn das »verhandlungssichere« Französisch vielleicht nur reicht, um sich einen Kaffee zu bestellen.

Die Universität ist also eine Kuschelblase mit Wettbewerbsgedanken. Statusdünkel ist dabei vorprogrammiert und sogar gewollt. Im Blickfeld dieser Klasse existieren Nichtakademiker gar nicht. Sie sind unsichtbare Niedriglohnklaven, die an der Kasse des Discounters sitzen und gefälligst die Produkte etwas schneller abpiepsen sollen, man will ja nach Hause; es sind unsichtbare Menschen, die im Café den Kaffee bringen oder die Päckchen abliefern (wobei »diese faulen Schweine ja nie bis in den 4. Stock hochkommen!«, wie man hin und wieder auf Facebook lesen darf).

Die Uni ist im Kern elitär. Kaum ein Student trinkt ein Bier mit einem Arbeiter oder am Wochenende mit dem Paketzusteller. Er tut nur so, als würde er auf dessen Seite stehen. Der Typus Mensch, den Bildungsanstalten hervorbringen, ist der »Intellektuelle Idiot«, so der Finanzmathematiker und Philosoph Nassim Nicholas Taleb. Dieser Typus Mensch hat die richtigen Diplome der richtigen Universitäten, kennt die Theorien der herrschenden Meinung, hat den »New Yorker« im Abo und glaubt »immer richtig« zu liegen. Das Schlimmste an ihm, so Taleb augenzwinkernd: er stemmt keine Gewichte.

Trotzdem ist es nicht so, dass man an der Universität keine Selbstentfaltung betreiben könnte. Man muss es nur gegen Widerstände tun. Das kritische Denken, so oft es in Abschlussreden betont wird, wird niemandem beigebracht, es wird in Wahrheit in jedem Moment verhindert.

Einmal bekam ich eine Nachricht auf Facebook von einer Studentin aus München. Nennen wir sie Julia. Julia ist Anfang 20, Jurastudentin und überlegt, ob es sich »lohnt«, für eineinhalb Jahre nach Paris zu gehen, um dort an einer der renommiertesten Universitäten des Landes zu studieren und zusätzliche Abschlüsse zum deutschen Examen zu erwerben. Ihre Frage an mich: »Was hat es dir gebracht?« Da ich das gleiche Programm absolviert habe, dachte sie, ich könnte ihr vielleicht eine Antwort geben. Sie wollte wissen: Wie gut muss mein Französisch sein? Bin ich nach 1,5 Jahren in Paris (»die verliert man ja doch«) noch im deutschen Recht drin, oder nicht schon »raus«? Hat das Studium in Paris etwas für meinen späteren Lebensweg »gebracht«?

Ich musste bei diesen Fragen an die Briefe des Schriftstellers Henry Miller denken, die dieser in den 30er-Jahren an seinen Freund Emil Schnellock geschrieben hatte. Das authentische Dokument eines echten Aussteigers, Träumers und Poeten. Miller kam mit nichts als 10 Dollar von Amerika nach Paris, konnte kein Französisch, hatte aber die feste Absicht, hier zum Schriftsteller zu werden. Und er wurde es. Woher nahm Miller aus dem Nichts diese Zuversicht und was hat bei Julia (die auf dem Papier beste Voraussetzungen hat) diese Zuversicht zerstört? War Miller größenwahnsinnig, während Julia realistisch ist?

Vielleicht. Doch Miller war bereit, die sterbliche Hülle seiner früheren Existenz gänzlich hinter sich zu lassen; er wurde jemand ganz anderes, verließ sich dabei auf sich selbst und baute sich aus dem Nichts neu auf, zu einer Persönlichkeit, einem Grenzüberschreiter, einer Generationenstimme, dem Erfinder einer neuen Literaturgattung, und dem Ideal eines autonom denkenden Menschen, der nie eine Universität von innen gesehen hat.

Julia hingegen, die Akademikerin mit besten Zukunftschancen, bezieht offenbar einen Großteil ihres Lebensinhalts und Eigenwerts aus der Fremdanerkennung. Wohlgedacht: Hier sorgt sich jemand, der ein recht schwieriges und langwieriges Studium absolviert, nicht nur, ob sich das lohnt. Nein, sie fragt sich sogar, ob es mit zwei (!) weiteren Diplomen aus Paris (von der dort besten Jurafakultät) später mal »reicht«. Zusätzlich zum »Exzellenz-Label« der Uni München. Im Grunde ist das eine Art Inflationsangst: Wie viel an Diplomen muss ich anhäufen, damit es irgendwann mal »genug« ist? Wenn man sich anschaut, wie unsere Gesellschaft tickt, wird dieses Irgendwann vermutlich nie eintreffen.

Die Sorge vor dem Wertverlust von Diplomen ist dabei mehr als berechtigt: Wie der französische Soziologe Louis Chauvel nachweist, muss seit den 40er-Jahren jede Generation eine Diplomstufe höher gehen, als die Generation vor ihr, um das Lebensniveau zu halten. Es braucht nicht viel Fantasie, um zu erkennen, dass diese Aufstiegsspirale nach oben begrenzt ist. Es kann nicht jeder Professor werden. Auch wenn die Zahlen auf Frankreich bezogen sind, in Deutschland ist es nicht wesentlich anders. Wer in den 60ern studierte, konnte selbst mit einem abgebrochenen Studium noch weich landen. Heute strebt man nach einem zweiten